

Dienstag, den 16. April 1907.

23. Sitzung am 13. April, 11 Uhr.

[illegible]



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 88.

Dienstag, den 16. April 1907.

22. Jahrgang.

Martinas Hochzeit.

Roman von Konstantin Harro.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In ihrer Hand lag es, dieses düstere Zukunftsbild in leuchtende Farben zu tauchen! Sie konnte als segensreiche Fee über dem Hause Pfung walten, sie durfte Retterin ihrer Familie sein! Warum erfüllte sie diese Erkenntnis nicht mit Genugtuung und Wonne?

Und dann: der Reichtum des Freiers! Alle Wünsche sich erfüllt sehen, nicht kleinlich rechnen müssen, geben können nach Herzenslust! Beneidenswertes Los! Ist Konrad Sterzenthal ihr widerwärtig? Nein, nur gleichgültig. Alles in ihr bäumt sich auf gegen diese „Abmachung“ ohne ihr Zutun, gegen die Grausamkeit, mit der man über ihr Herz verfügt. — Wenn dieses nun schon gewählt hätte, wie dann? Das Blut strömt heiß in ihr Antlitz, als sie: • • • • •

Würde sie zögern, die Braut Sterzenthals zu werden, wenn der Majoratsherr Gesicht, Gestalt und Empfindungsweise des Hauslehrers zu eigen hätte? Sie würde mit Treuen ihr Jawort geben! Sie erschrickt bei diesen Gedanken und sofort fragt sie sich: dem Hauslehrer *Otfried Treuen* auch? Jetzt ist ein banges Zittern in ihr. Die Frau eines bürgerlichen Pastors, der in einem obskuren Dorfe amtiert, in einem Dorfe, dessen Kranke und Bedürftige an ihre Mildtätigkeit gewiesen sind? Sie selbst aber mittellos, unfähig, eine reiche Witze als goldenen Regen über das bescheidene Pfarrhaus fluten zu lassen? — Sie, in Abhängigkeit, bescheidenen Sinnes nehmend, was die Güte des Mannes ihr zuweist! Nein! Das wäre schimpflicher Magdbienst. Aber ist's nicht gerade das Höchste in der Liebe, freiwillig zu dienen, gern das Schwerste auf sich zu nehmen? Und wenn sie, *Martina*, das für *Otfried Treuen* nicht tun kann, dann ist er eben auch nicht der Rechte.

Wer also? Wer? Weiß sie keinen?

Ihre Hände ballen sich, zornige Tränen verbunkeln ihr den Blick.

Einen, einen weiß sie, der nicht nach ihr fragt! O Ironie des Schicksals! — Es ist in ihren Willen gestellt, Frau von Sterzenthal zu heißen, aber niemals wird der schöne, stolze Mann, der ebenfalls diesen Namen trägt, den Arm um sie legen, nie wird er zu ihr sagen: „Liebe mich, sei mein!“ Ja, um ein Nücheln von *Hans Eugens* schmalen Lippen, da könnte sie meilenweit gehen! Um einen heißen Blick seiner Augen gäbe sie die ewige Seligkeit! Glücklich, wer ihm dienen könnte, beneidenswert immer noch, wer Not und Tod mit ihm teilen dürfte!

Sie hatte das in Blut getauchte Antlitz über blühende Rosen gebeugt. Was sucht sie plötzlich an? Woher kam ihr zu dieser Stunde solches Wissen?

Dort, kaum zehn Schritte von ihr entfernt, stand *Otfried Treuen*, und sie — frohlockte, daß er sie nicht sah, frohlockte, weil sie noch im Geiste den andern schaute, den sie zu hassen gemeint, und den allein sie geliebt hätte vom ersten Sehen an!

Was aber frommte jetzt diese Erkenntnis? Verloren blie ihr *Hans Eugen* ja doch für alle Zeit. *Wizi Angesch* war die Erwählte seines Herzens. *Wizi*! Er hatte sich ein bißchen tief hinabgebeugt nach seinem Kleinod? — Ja, was ging sie, die Verschmähte, dies alles an?

Die Verschmähte. Wie häßlich das klang. Nein, auf sie paßte das fatale Wort nicht! *Hans Eugen* hatte *Wizi* schon gekannt, als sie, *Martina Pfung*, noch im Pensionat gewesen. Aber freilich: als sie dann nach Hause kam, blieb *Wizi* Siegerin. Und ist es nicht ein schöner Beweis von Männertreue, daß — *Wizi* noch jetzt bevorzugt wurde?

— Ah, in welche Gedankenwirrnisse war sie doch durch der Mutter Auseinandersetzung geraten? Wie hart trat das Leben an sie, die kaum achtzehn Jahre zählte, schon heran! — Heute freilich durfte sie sich noch völliger Freiheit erfreuen, heute leuchtete die Sonne noch mit hellgoldigstem Strahl! Rosen in allen Formen und Farben prangten im dunklen Blattgrün, prächtige Schmetterlinge wiegten sich über den Blüten.

Die Welt so schön und ich so jung! Hinweg, du graue Sorge! Du darfst deine Riesenzauf nicht nach meinem blühenden Leben austrecken, ich scheuche dich lachend von mir, lange noch, lange!

Festen Schrittes begab sich *Martina* in die Laube, welche *Otfried Treuen* inzwischen aufgesucht hatte. Er las zerstreut in einem didaktischen, religiösen Werke. Als *Martina* vor der Laube sichtbar ward, legte er das Buch beiseite, stand auf und begrüßte sie.

„Papa hat *Edwin* entführt“, sagte das junge Mädchen, neben *Treuen* den breiten Mittelgang des Gartens auf- und abschreitend. „Solche Störungen des Unterrichts können Ihnen kaum willkommen sein. Aber Papa meint es nicht böse mit seinen erzieherischen Anwandlungen. Er behauptet immer: *Edwin* werde körperlich zu sehr verweichlicht. Und da hat er vielleicht recht.“

„O, ich Sorge schon für Abhärtung des Leibes und der Seele“, antwortete Herr *Treuen* ruhig. „Ich gab auch *Edwin* gerne Urlaub. Er ist jedenfalls morgen vortrefflich zum Lernen disponiert und sein dankbares Gemüt rechnet mir die freien Stunden noch, lange an.“

„Sie sind so gut zu *Edwin*.“

„Nur gerecht, Fräulein *Martina*.“ — Sie empfand es zuweilen unangenehm, daß er sie nicht „*Baroness*“ nannte. — „*Edwin* ist ein reichbegabter Junge, dessen Charaktereigenschaften unschwer in die rechte Bahn zu leiten sind. Selbst wenn er, seinem Wunsche entgegen, Offizier werden müßte, könnte ich völlig für ihn gutsprechen. Er würde ein ganzer Mensch zu werden versuchen: so oder so. Solch erstem Streben wird auch der Lohn.“

„So bestärken Sie *Edwin* nicht in seinen Illusionen?“ fragte *Martina* erregt.

„Nein, ich darf es nicht,“ entgegnete Treuen ernst. „Ich kann dem Willen Ihrer Eltern nicht entgegenhandeln, ohne einen Vertrauensbruch zu begehen. Noch ist es auch ungewiß, ob Edwin hervorragende, künstlerische Begabung besitzt. Sie sprechen sehr richtig von Illusionen. Macht er sich nur solche, so werden sie einem zielbewußten Lebensplane weichen, ist aber in ihm der echte Schaffensdrang des Künstlers, so wird er zum Durchbruch kommen und sich die richtigen Wege suchen. Vorerst ist Edwin ein unfertiger Knabe. Seine Eltern müssen Gehorsam von ihm erwarten, denn sie haben nach reiflicher Überlegung den künftigen Beruf für ihn erwählt.“

„Gehorsam!“ griff Martina mit gerungelter Stirn dieses Wort Offens auf. „Sie sind ein Mann Gottes, Herr Treuen. Werden Sie mich verdammen, wenn ich behaupte, daß ein Kind nicht unbedingt seinen Eltern Gehorsam schuldig ist? Wir sind Menschen, Herr Treuen. Auch Eltern können irren in dem, was sie das Glück ihrer Kinder nennen. Welche Verantwortung nehmen Eltern auf sich, wenn sie ihren Willen zum Gesetz machen.“

„Gewiß, eine ungeheure Verantwortung,“ versetzte Treuen. „Aber höchste Liebe hilft die Last tragen. Glauben Sie mir: niemand sorgt um ein Kind, wie Eltern es tun, und nie kann ein Kind die tausend Opfer vergelten, die ihm von den Eltern gebracht worden sind.“

„Nie? Das Kind begehrt aber nicht die Opfer, es hat kein Verständnis dafür — Soll es — nur aus Dankbarkeit — nun auch schwerste Opfer bringen?“

„Gewiß. Ist es Ihnen nie aufgefallen, daß das vierte Gebot eine herrliche Verheißung hat? Gott und Gesetz können nicht Unwürdigen eine solche Nachsicht eingeräumt haben, wie sie Eltern in der Tat besitzen. — Freilich wird das Alter nicht immer weise sein — wann aber ist es die Jugend? Und wenn Schicksale Lebenskunst lehren: dürfen wir nicht im vollsten Vertrauen diejenigen für uns sorgen lassen, die herbste Schmerzen schon erfahren haben und sie uns nun ersparen möchten?“

„Jeder will seine Erfahrung für sich allein machen. Ist dann nicht Los ein verfehltes — nun so trifft die Schuld ihn. Er weiß das.“

„Wird er sich auch wirklich die Schuld geben? Wird er nicht anklagend rufen: die Eltern konnten mich vor dem Verderben schützen; sie hatten die Befugnis dazu. Warum forderten sie nicht Gehorsam?“

„Aber Eltern sind nicht allwissend. Ihre Absichten mögen die edelsten sein — dennoch kommt es vor, daß sie ihre Kinder vor Elend nicht bewahren können. War dann der blinde Gehorsam das Richtige?“

„Dummer,“ sprach Treuen überzeugt. „Nicht unser Schicksal ist das Wichtigste für uns, sondern die Stellung, die wir zu unserem Schicksal nehmen. Recht tun in allen Lebenslagen, das ist Gottes Forderung an den Menschen. Glück und Unglück gibt es nicht vor dem Höchsten. Er läßt alle Dinge zu unserem Besten dienen und uns das Dasein beschweren, sind uns von dem Allgütigen und Allweisen nicht auferlegt worden.“

„Nein, nein! Ich kann so nicht denken und fühlen!“ rief Martina leidenschaftlich bewegt. „Und Sie — Sie wenden eben auf die Allgemeinheit an, was als Persönliches Ihrem Gefühle entspricht. Den gütigsten, den liebevollsten Eltern in dem zu Willen zu sein, was sie mehr raten als fordern: das ist sicher höchste Pflicht.“

„Ich verlor meine Eltern in früher Jugend,“ entgegnete Treuen ernst. „Noch mehr: meine Mutter zog einen älteren und einen jüngeren Bruder mir vor. So wurde ich allmählich aus einem nur eigensinnigen, unbändigen Kinde ein jähzorniges, verstocktes Kind. Große Strenge meiner Erzieher brach später meinen Trotz, und die Gerechtigkeit der Erziehung weckte meinen Ehrgeiz. Mein Verhalten wurde nach Möglichkeit ein tadelloses. Ach, wie oft sehnte ich dennoch die Mutter herbei, die selbst in ihrer Zurücksetzung mir noch tausendmal mehr Liebe geboten hatte, als die fremden Menschen, die in mir nur den wilden Charakter sahen, nicht das eigene Fleisch und Blut.“

„So schwer hat das Leben auch auf Ihnen gelastet?“ fragte Martina sinnend. „Aber Sie sprechen nur von Fremden, sind Sie denn auch von den Brüdern getrennt worden?“

„Ja. Erst durch die Verhältnisse, dann durch den Tod. Wir blieben als arme Waisenkinder zurück. Das Erbteil einer Großmutter, die zu krank war, um uns in Obhut nehmen zu können, fiel uns erst zehn Jahre später zu. Meine Brüder, verärgert wie sie waren, konnten sich in das veränderte Leben nie recht finden. Einer der Würgeengel unseres Jahrhunderts, die Schwindsucht, raffte sie schnell dahin. Nun glauben Sie mir es wohl, daß die abertausend Freuden der Kinderzeit, bereitwillig geboten von den nachsichtigsten Eltern, als unverlierbarer Schatz in meiner Seele ruhen.“

„Gewiß! Bin ich doch selbst im glücklichsten Besitz frohester Kindeserinnerungen. — Aber — noch eine Frage — möchte ich mir erlauben — und doch! So ist so sonderbar —“

„Sprechen Sie getrost!“ versetzte er lächelnd. „Nicht zu dem jungen Hauslehrer, sondern zu dem nach Erkenntnis ringenden Menschen, zu dem künftigen Seelsorger.“

„Nun denn: dürfen die Eltern auch Gehorsam fordern, wenn es sich um eine Gemeinschaft fürs ganze Leben, wenn es sich um die Ehe handelt?“

„Auch dann!“ erwiderte er ernst und fest. „Sie sehen, ich halte es mit der guten alten Zeit. Nach meinen Beobachtungen sind die Ehen nicht glücklicher geworden, seit sie, oft wenigstens, im Impulse einer heftigen Leidenschaft geschlossen werden. Die Liebe ist blind, heißt es mit Recht. Meinen Sie nicht, daß es im eigenen Interesse der Eltern liegen muß, das Schicksal ihres Kindes auf festerer Basis, als sie die Leidenschaft nun einmal gewinnt, zu errichten?“

„Sie sprechen von Leidenschaft. Leidenschaft ist nicht Liebe.“

„Nein. Sie wird aber meistens dafür gehalten. Nur echter Liebe ist die Dauer beschieden. Und echte Liebe wird auch die Sehnsucht und Sorge um das Geliebteste nicht sterben lassen, wenn — Nachgebote Trennung herbeiführen.“

Sie schaute ihm verwundert ins seltsam bewegte Antlitz. „Es steht in der Bibel: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen!“ versetzte Martina festig.

„Gewiß soll es das! Ein Naturrecht fordert es so. Wo aber ist gesagt: dieses Verlassen der Eltern dürfe ohne ihren Willen geschehen?“

„Nun ja!“ rief sie nach einer Pause spöttisch. „Ein Mann darf wohl ohne Gefahr bei dieser Moral bleiben! Immer wird die Betroffene, die Unterdrückte das „Weib“ sein. Aber wir haben ja gottlob eine Frauenemanzipation...“

„Die ich billige, wenn sie sich in den ihr gesteckten Grenzen bewegt,“ versetzte er ruhig. — „Ich fürchte, Sie wollen mich nicht verstehen, Fräulein Martina! Aber glauben Sie mir: nicht auf Ihnen allein lastet das Verhängnis schwer.“

Er hatte die letzten Worte mit solcher Bitternis gesprochen, daß sie erschrocken in seine Augen sah. Ihr war's, als hätte sie heißes, leidenschaftliches Glühen darin geschaut. Festig wendete er sich der Lande wieder zu.

„Vergeben Sie mir,“ bat Martina besangen. „Das Thema riß mich fort.“

Sie gedachte plötzlich einer Bemerkung ihrer Mutter, die sie überrascht und erschreckt hatte. Unvermittelt fragte sie: „Nicht wahr, Julie hat doch auch Ihnen niemals den Einbruch einer Leidenschaft gemacht. Man sieht sie immer tätig. Vom Morgen bis zum Abend vertritt sie Mama in der Wirtschaft.“

Er stand von ihr abgewendet, tief beugte er sich über den dickleibigen Folianten.

Buch- und Kunst-
Handlung

Jurany & Hensel's Nachf.
28
9 27 Wilhelmstrasse.

Akademische Zuschneide-Schule

von Jrl. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. St.
Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage
und sammtl. Damen- und Kindergard. Berliner, Wiener, Engl. und
Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode. Vortzogl. prakt. Unterr. Gründl.
Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direktr. Schül.-Aufn. tägl. Cost. 10.
Jugendsch. und eingerichtet. Taillenmaß incl. Futter-Knpt. Ml. 1.25.
Modsch. 75 Pf bis 1 Ml. 8798

Büsten-Verkauf: Padd. schon von M. 3.— an, Stoff,
von M. 6.50 an, mit Ständer von M. 11.— an.

Markisen

und Zeltstoffe,

Fransen, Borden, Bänder, Zugschmur, Ringe etc.

Größte Auswahl. Billigste Bezugsquelle.

Musterkollektion steht zur Verfügung.

H. Süssenguth,

Ecke Bleich- u. Hellmundstr. Tel. 2706. 3975



Eine Kirche in Risten verschiebt! Fürst Karl Clary-Albrin, ein großer Bewunderer der italienischen Baukunst, ließ vor kurzem in Venedig eine Kirche erbauen, die für das österreichische Dorf Eichwald bestimmt war. Als das Gebäude ganz vollendet war, wurde es wieder auseinandergenommen und, in Tausenden von sorgfältig nummerierten Risten verpackt, seinem Bestimmungsorte zugeführt. Dort wurde die Kirche genau wie vorher wieder aufgebaut und der Gemeinde Eichwald als Geschenk des Fürsten überwiesen.



Schach.

Bearbeitet von E. Schalopp.

Partie Nr. 20.

Turnierpartie, gespielt zu Wien am 12. Januar 1907.

Weiß: A. Albin. — Schwarz: M. Widmar.

Französische Partie.

Weiß.
1. e2—e4
2. d2—d4
3. e4×d5
4. Lf1—d3
5. Sb1—c3
6. Sc3—e2

Schwarz.
e7—e6
d7—d5
e6×d5
Lf8—d6
c7—c6

Dd3—d7 ein Tempo gewonnen.

16. Sg5×e6 f7×e6
17. g2—g3 Dd6—d7
18. 0—0—0 Le7—d6
19. f2—f4 Ke8—f7
20. Lh6—g5 Ta8—e8
21. h2—h4 h7—h6

Eine eigenartige Fortsetzung des Angriffs, die hier von Erfolg gekrönt ist.

6. Sg8—f6

7. Lc1—g5 Sh8—d7

Vor diesem Zuge sollte, wie „The Field“ meint, zunächst Lc8—g4 geschehen.

8. Se2—g3 Sd7—f3

9. Sg3—h5 Sf8—e6

10. Dd1—e2 Ld6—e7

Ke8—f8 scheint hier der allein gebotene Zug zu sein. Die Königs- würde Weiß mit 11. Lg5×f6 g7×f6 12. De2—f3 vorteilhaft beantworten.

11. Sh5×g7+

Der Springer hat eine weite Reise hinter sich und stürzt sich opfermutig unter die Feinde, um seiner Partei den Sieg zu verschaffen. Dem Gegner scheint das Springeropfer durchaus überraschend gekommen zu sein.

11. Ke8—f8

Se6×g7 12. Lg5×f6 wäre noch erheblich schlechter für Schwarz.

12. Sg7×e6+ Le8×e6

13. Lg5—h6+ Kf8—e8

14. Sg1—f3 Th8—g8

15. Sf3—g5 Dd8—d6

In Betracht käme hier Le6—g4 16. f2—f3 Lg4—h5 nebst Lh5—g6; aber Schwarz hat auch dann ein ungenügendes Spiel. Immerhin hätte er mit 15. . . .

Schwarz rechnet auf Abtausch des Lg5 gegen den Sf8, wonach verschiedenfarbige Läufer auf dem Brett bleiben. Der Abtausch folgt in der Tat, wenn auch nicht sofort; aber der entscheidende Angriff wird dadurch nicht geschwächt, und die Hoffnung auf Remisschluß erweist sich als trügerisch.

22. Td1—f1

Auch dieser Zug war vermutlich eine Ueberraschung für Schwarz.

22. Kf7—g7

23. Lg5×f6+ Kg7×f6

24. g3—g4 Kf6—g7

25. g4—g5 Dd7—f7

26. De2—g4 Kg7—h8

27. h4—h5 To8—f8

28. Ld3—g6

Weiß setzt unbeirrt seinen Angriff fort, ohne sich um den drohenden Bauernverlust zu kümmern.

28. Ld6×f4+

29. Ke1—b1 Df7—c7

30. g5×h6 Lf4×h6

31. Dg4×e6 Dc7—g7

32. Lg6—f7 Aufgegeben.

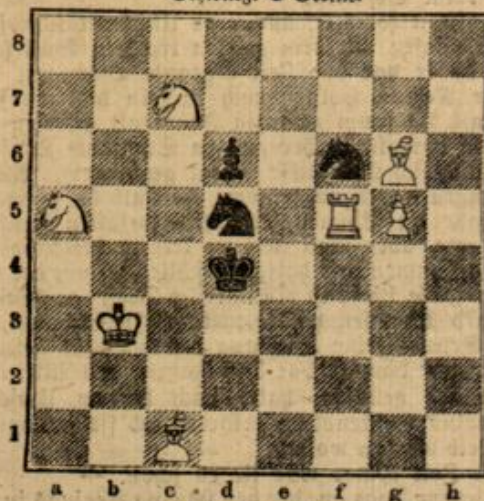
Die Folge könnte noch sein: Tf8×f7 33. Tf1×f7 Dg7—g1+ 34. Tf7—f1! Dg1—g7 35. Th1—g1, da nunmehr Dg7×g1 wegen 36. Dd8×h6+ nicht angeht und anderseits auf Dg7—h7 mit 36. Tg1×g8+ ein dreizügiges Matt droht.



Aufgabe Nr. 20.

Von J. Petischew in Sofia (Bulgarien).

Schwarz: 4 Steine.



Weiß: 7 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

4g2—e2 2. (g2—f3—f2)×(g2) g2—g3 1
4h2—f2 2. (g2—f3—f2)×(g2) f2—f3 1
4f2—f3 2. 1
4e2—e3 2. 1
4d2—d3 2. 1
4c2—c3 2. 1
4b2—b3 2. 1
4a2—a3 2. 1



Sonnenblumen.

Novellette von Fritz Gantzer.

(Nachdruck verboten.)

Sie bedürfen des Lichts, die stolzen Blumen mit den großen, leuchtenden Gesichtern, dem majestätischen Wuchs ihres Stengels und dem satten Grün ihrer Blätter, daß sie aus seinem Born trinken können, daß sein Feuerstrom ihnen Leben gibt.

Ohne ihn sind sie elend und krank. —

In einem verwilderten Garten der Vorstadt, unter ungepflegten Bäumen, hatte der Zufall einen Trupp dieser Blumen angesät. Mählig hatten sie ihre Leiber durch das wüste Gefindel einer Brennesselgesellschaft gezwängt, immer hoffend, dann Licht zu finden und Sonne. Und nun standen sie enttäuscht auf schwanken, dünnen Stielen und sahen über sich nur ein dichtes Blättergewirr, das keinen Sonnenstrahl zuließ. Und unter ihnen lachten die hämischen Nesseln.

Nicht weit von ihnen, auf dem breiten, grasbewachsenen Gartenwege lag helles Licht. Ob sie es vermochten, in seinen Glanz hineinzuwachsen? — Sie versuchten es tapfer. Ihre geilaufgeschossenen Stängel legten sich zur Seite und trieben dem lockenden Dichte zu. Aber sie wurden vor der Zeit matt und erreichten die Sonne nicht. Kleine verkümmerte Knospen krönten endlich die dünnen Stängel und erblühten zu blassen Blumen, die sehnend die Sonne suchten. —

Die braunen traurigen Augen eines jungen, schlanken Weibes, das in dem verwilderten Garten unter den ungepflegten Bäumen stand, ruhten träumerisch auf den verkümmerten Sonnenblumen und grüßten sie mit einem wehen Nicken.

„Ihr seid meine Genossinnen mit eurer Not,“ murmelten die Lippen Regina Thomsons. „Ich weiß, wie ihr leidet und nach Sonne hungert. . . . Denn ich hungere auch nach ihr. O, wir Armen und Elenden!“

Als sie sich mit zuckenden Lippen hinabbeugte und eins der blassen Gesichter aus dem Wust des Unkrauts emporhob, tropfte eine verstoßene heiße Träne in den verkrüppelten Kelch. Seine gelben Blättchen sog'en sie auf. Und darnach war es, als wenn ein Bittern durch die Röhren der kranken Blume ging.

Solche Tränen, wie sie aus Regina Thomsons Augen rannen, Tränen, die eine glücksarme, nach Sonne hungernde Seele weint, schmerzen und brennen. Sie sind wie glühende Tropfen.

Regina hätte sie nimmer zu weinen brauchen, wenn sie der Sonne nicht aus dem Wege gegangen wäre. Damals vor drei Jahren. Seit jener Zeit führte sie ein Leben im Schatten.

Der allzeit korrekte, nüchterne Universitätsprofessor Eduard Thomsen mit dem ganzen trocknen Wust seines Wissens, dieser vor der Zeit ergraute Bierziger, hatte die schöne Regina Holstenbruch in sein düsteres Haus geführt, als sie kaum zwanzig Jahre alt gewesen war. Man hatte damals in der ganzen Stadt die Köpfe geschüttelt und sich über diese Heirat gewundert. Allerlei Vermutungen waren aufgetaucht, weshalb die schöne Regina gerade an Eduard Thomsen Gefallen gefunden haben könnte, aber man war zu keinem befriedigenden Resultat gekommen und hatte sich schließlich mit der alten Weisheit: „Die Liebe ist ein närrisch Ding“ abgefunden.

Eduard Thomsen wußte vielleicht selber nicht, aus welchem Grunde seine Werbung sofort Gehör gefunden hatte. Er war damals vor drei Jahren des Alleinseins plötzlich müde gewesen, hatte nach kurzem Umschau halten Regina Holstenbruch erkoren und sie gefragt, ob sie sein Weib werden wolle.

Kurze Zeit später war sie es schon.

Von jenem Tage an, der den Einzug Reginas in das düstergraue Haus inmitten seines verwilderten Gartens sah, war es in den Räumen des alten Gebäudes noch weit einsamer geworden, als ehe; denn nun wohnten zwei Einsame unter seinem Dache. Eduard Thomsen vergrub sich bald wieder in die Stille seines Studierzimmers und grübelte über Probleme philosophischer Weisheit, und Regina glich einer kranken, sich nach dem Feuerkisse glühenden Lichts sehnenen Sonnenblume und gedachte eines anderen Mannes.

Ihr Leben war ihr zu einem grauen, trostlos öden Wege geworden und ihre Ehe zu einer Qual, einem lichtlosen Bande. Wenn sie doch hinaus gekommt hätte, der Sonne zu! Was hinderte sie? Sie riß sich einsachlos mit allen schwachen Wurzeln, die in dem Boden des Schattenlandes umsonst nach Nahrung suchten.

Und ein anderes Land? Das Sonnenland?

Ah, sie fand es wohl nimmer! Und wenn sie es fand und sah? Dann kam sie doch nimmer hinein. Seine Türen hatte sie sich selbst verschlossen durch ihre Ehe im Schatten.

Da gingen draußen auf dem neben dem Garten herlaufenden Wege Menschen vorüber. Regina hörte das Geräusch der Tritte und vernahm Worte einer ziemlich laut geführten Unterhaltung.

„Besuchen Sie heute Abend auch das Konzert?“ fragte jemand.

„Welches Konzert?“

„Aber wissen Sie denn noch nicht, daß Wolfgang Reimarus ...“

Der Rest des Satzes drang nur noch als ein undeutliches Murmeln zu Regina. Ein tosendes Brausen raste vor ihren Ohren. Der Herzschlag drohte auszusehen, und die kranken, blassen Sonnenblumen schienen große, glänzende Gesichter zu bekommen, leuchtende Augen, aus denen Feuerargen und Lichtbündel schossen.

Mit einem leisen Aufschrei, der halb wie ein Jauchzen, halb wie ein Klagelaut schien, ließ sie die verkrüppelte Blüte ihrer Hand entgleiten und stand nun wie erstarrt.

„Wolfgang Reimarus! ...“ entrang es sich stammelnd, ungläubig, wie in einer entsetzlichen Angst und doch noch vielmehr wie in einem unendlichen Glücksgefühl geklüffert, ihren zitternden Lippen.

Was trieb ihn nach drei Jahren zurück? Die Sehnsucht? Oder wollte er ihr mit seinem Kommen sagen: „Sieh, ich bin ganz ruhig, ganz gleichgültig geworden. So gleichgültig, daß ich an dem Orte, wo man mit meinem Herzen gespielt und mich betrogen hat, meine Geige jauchzen lassen kann? Oder hatte er die Erinnerung überhaupt getötet? Jede? ... Dachte er überhaupt nicht mehr an sie und kam er nur, um zu alten Vorbeeren neue zu gewinnen? ...“

Reginas Seele war in diesen Minuten wie ein wild flutendes Meer, das der Sturm peitscht und das sich nach einem Erlöser sehnt, der es von seinem Peiniger befreie.

Was sollte sie tun? Was erreichte sie? Sollte sie ein Wiedersehen vermeiden? Als sie das dachte, stutete es in ihr noch stärker, noch rasender auf.

„Nein, nein! — Ich muß ihn sehen, ich muß ...“

hören, ich muß in seinem Gesicht, in seinen Augen, aus seinem Spiel lesen, ob er das Erinnern an mich hinweggelöscht hat, oder ob ich noch — eine — leise Hoffnung auf Sonne haben darf,“ forderten alle ihre Gedanken mit einem wilden, heißen Aufbegehren und in maßlosem Trost.

„Ich will das Konzert besuchen.“ Und als dieser Vorsatz als etwas Unumstößliches in ihrer Seele Platz gegriffen hatte, verrann das wilde Toben.

Sie neigte sich noch einmal zu den blassen Blüten hinab, berührte einige von ihnen mit kosenenden Händen und flüsterte ihnen, leise lächelnd, zu: „Vielleicht doch noch die Sonne!“

Eduard Thomsen küßte seine Frau gedankenlos und flüchtig auf die Stirn, als sie, schon in den Abendmantel gehüllt, in sein Studierzimmer getreten war, um ihm zu sagen, daß sie noch ein Konzert besuchen wolle.

Es war nie anders gewesen in den drei Jahren: Er lebte nur seiner Wissenschaft, und sie war froh, daß sie eigene Wege gehen konnte.

Dennoch zitterte heute ihre Stimme, als sie sprach. Weshalb nur? Ihr Gatte wußte ja nichts von Wolfgang Reimarus und ahnte nicht, daß sie sein Haus als eine Glücksfucherin verließ.

Er schrieb schon wieder und bemerkte es nicht, daß etwas wie Unentschlossenheit in ihren Bewegungen war, ehe sie über die Schwelle schritt.

Draußen fiel alles leise zaubernde, wägende Ueberlegen von ihr ab. Der unwirsch durch die Straßen fahrende Odem des Septemberabends berührte ihre brennenden Schläfen mit einer wohlthuenden Kühle. Sie wurde ganz ruhig und lächelte leise. „Ich tue kaum etwas Unrechtes,“ dachte sie. „Und wenn es das wäre, würde ich es doch tun.“

Sie kam früh. Der große Saal war noch fast leer. Trotz der späten Stunde, in der sie sich erst hatte um eine Einlaßkarte bemühen können, war sie vor einem glücklichen Zufall begünstigt gewesen und hatte sich einen Platz in einer der vordersten Reihen sichern können.

Nun saß sie dort. Fieberhaft erregt wartend, mit geschlossenen Augen. Das surrende, sumrende Stimmengewirr in dem sich langsam füllenden Raum schwoll von Minute zu Minute stärker an und erweckte in ihr die Vorstellung, an dem Gestade eines Meeres zu ruhen, das seine rauschenden Wogenkämme gegen den Strand wirft.

Minutenlang gab sie sich diesem ihre Nerven beruhigenden Gefühle hin. Dann mußte sie sich erheben, um ein paar Besucher zu ihren Plätzen kommen zu lassen. Das entriß sie ihrem Traum. Einige Bekannte nickten ihr zu. Sie erwiderte mechanisch und dachte: „Weshalb starrt ihr mich so an? Darf ich hier nicht sein? Und was denkt ihr von mir?“

Die elektrischen Lampen vor dem Podium flammten auf. Ein schrilles Stodenzeichen surrte durch den Raum.

Die lebhafteste Unterhaltung sank zum diskretesten Gemurmel herab, um dann zu ersterben, wie ein Erlöschen des Lichts.

Regina Thomsen hatte die Hände im Schoße zusammengeschlossen, daß sie schmerzten, ihre Augen waren starr auf die Tür gerichtet, durch die Wolfgang Reimarus treten mußte. Und über die trocknen, brennenden Lippen ging ein fliegender, heißer Atem.

Da sah sie ihn ... Wie eine Betäubung kam es über sie. Sie mußte wieder die Augen schließen.

Erst der leise, wundersam süße Ton seiner Geige machte sie frei. Ein heimlicher Zauber spann sie ein und entrückte sie der Gegenwart. Sie war wieder Regina Holstenbruch, und Wolfgang Reimarus spielte nur für sie, wie damals vor drei Jahren in ihrem Elternhause, als der Tag schlafen ging.

Ein tosender Beifallsturm entriß sie auch diesem Traum. Sie regte kein Glied, aber ihre Augen suchten den Künstler zu zwingen, seine Aufmerksamkeit auf sie zu richten.

Sah er sie nicht? ... Er mußte sie doch sehen! Ging sein Auge absichtlich an ihr vorüber? ...

Sie biß die Zähne aufeinander. Sie hätte schreien mögen: „Sieh her! Ich bin hier!“

(Schluß folgt.)



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ Die Weilschen blühen. ~

Die Weilschen blühen,
Der Wald steht grün,
Und holder Duft
Durchströmt die Luft;
Die Sonne lacht,
Und froh erwacht
Rings Luft aufs neu;
Vorbei, vorbei
Die Stürme ziehn — —
Die Weilschen blühen!

Die Weilschen blühen
Und frisch und grün
Im Herzen glüht's
Und hofft's und blüht's;
Verjüngt zurück
Gehrt heim das Glück
Mit Frühlingsklang;
Was trüb und bang,
Es muß entfliehn —
Die Weilschen blühen!

Elisabeth Perlich.

Im Kurhotel.



„Donnerwetter, man merkt, daß wir im Hochgebirge sind. Selbst die Rechnung hat eine schwindelhafte Höhe.“

Protzen-Annonce.

Kräftiger Mann gesucht — zum Kouponschneiden.
Meier, Rentier.

Aus der Zeit der Kleinstaaterel.

Reisender (zum Fürsten): „Ja, es ist ein schweres Geschäft, Hoheit, unser einer fliegt nur immer so von einem Staat in den andern!“

Ein armer Kerl!



„Mensch — sagen Sie doch — Sie gehen jetzt immer so niedergeschlagen einher, was ist denn los?“

„Ach Gott, meine Frau hat ja 'n Haupttreffer gemacht!“

„Na, da müßten Sie sich doch lieber freuen!“

„Ich — freuen? Ich danke für Obst — ich muß jetzt gebildet werden — französisch und englisch lernen — meine Kinder die lernen noch tanzen dazu, daß die Bude wackelt, und meine Oble — die lernt Klavier und Singen und gröhlt den ganzen Tag — begreifen Sie nun?“

Die Fahrkarten.

Eine historische Eisenbahnbegebenheit.

Wenn ich schreibe „historisch“, mein geliebter Leser, so meine ich damit, daß meine Geschichte passiert sein soll und zwar im schönen Lande S, wo mir dieselbe auch erzählt wurde. Sollest Du sie daher schon kennen, so — lies sie nicht! Wirst Du sie aber trotz meiner Warnung dennoch lesen, so bin ich außer Schuld! Vielleicht dürfte sie Dich freilich dehnungsachtet interessieren, wenn Du finden wirst, daß ich noch ein Bedeutendes — hinzugezogen habe!! Also:

Es war ein Sonntag, hell und klar.

Der schönste Tag im ganzen Jahr, —

da fuhren mal vier lustige junge Baumeister seelenvergnügt auf der Sekundärbahn zwischen A. und D. in die frische fröhliche Landschaft hinaus. Was sie eigentlich vorhatten, kann ich nicht mal erraten, jedenfalls wollten sie heute kein süßstöckiges Haus bauen, sondern irgend einen Blödsinn!

Baumeister pflegen nun bekanntlich immer allerhand Gegenstände bei sich zu führen, wie z. B.: Pläne, Reißbrett, Karten zc. zc. Als sie daher eben aus A. herausgefahren waren, da entwarf der Erste von ihnen auch bereits einen — Plan! „Kinder“, meinte er wohlwollend, „wie wäre es, wenn wir uns die langsame Fahrt auf unserer geliebten Sekundärbahn durch einen solennen Stat verkürzten?“

„Eine Idee!“ sprach der Zweite, indem er sofort sein Reißbrett oben aus dem Waggone herunterholte.

Der Dritte hatte selbstverständlich mittlerweile schon stillschweigend seine „Karten“ aus der Brusttasche herausgezogen und überreichte sie dem Vierten mit den einfachen befehlartigen Worten: „Der jüngste Fuchs gibt an!“

„Fahrkarten, meine Herren?“ brüllte plötzlich die heisere Stimme des Sekundär-Schaffners mitten in einen glänzenden Brand von Bier hinein, den der erste Baumeister soeben annonziert hatte und „schwarz“ auf den Tisch, oder vielmehr auf das „Reißbrett des Hauses“ legen wollte.

Schon war der „jüngste Fuchs“ im Begriff, aus seiner Westentasche die vier teuren Billets hervorzufingern, als er von dem Grand-Spieler mit einem nicht mißzuverstehenden Wink an seinem Vorhaben verhindert wurde; und in demselben Augenblick hielt dieser Leptere, (der hervorragendste Witzbold aus der ganzen Gesellschaft) dem Schaffner mit der ernstesten Miene von der Welt — seine vier Wenzel hin: „Bitte, hier sind unsere Fahrkarten!“ Kopieren Sie dieselben gefälligst, Verehrtester!“ —

Der sekundäre Eisenbahnauße war einen Moment mehr wie sprachlos. So etwas war ihm denn doch selbst auf dieser kleinen Zweigbahn zwischen A. und D. noch nicht vorgekommen.

Mit dem feinen Verständnis, welches sämtlichen S von Kindesbeinen an für das Statspiel und Alles, was damit zusammenhängt, innewohnt, begriff er indes sehr bald, daß es sich hier um einen ausgezeichneten Witz handeln sollte und — was meinst Du, was er tat, verehrter Leser? — er kniffte mit der freundlichsten Miene von der Welt die vier Wenzel sämtlich oben in der rechten Ecke vermöge seiner Zunge und kletterte darauf mit einem höflichen: Danke ergebenst! in das nächste Kupee.

Die vier Baumeister wollten sich schief lachen. —

Jetzt sollte der lustige Stat vergnügt weiter gedroschen werden. Aber o weh! Jetzt stellte sich eine große Unannehmlichkeit heraus: Die vier Wenzel waren ja sämtlich gekennzeichnet! —

Das konnte natürlich unmöglich angehen. —

Zwischen A. und D. liegen aber auf jener Sekundärbahn bekanntlich, ebensowohl wie im Abc, die Stationen B. und C. Als nun somit eben der Zug in B. mit gewohnter Langsamkeit eingefahren oder vielmehr eingegangen war, da tönte aus dem betreffenden Coupee mehrmals laut und

vernehmlich der Ruf: Schaffner! Schaffner! Schaaaffner!!! Der Schaffner kam: „Womit kann ich die Herren dienen?“ „Ach, lieber Schaffner, kuppieren Sie uns doch mal schleunigst hier auch die andern 28 Karten, wir können ja so nicht weiter spielen!“ — „Ja heeren Sie mal, meine sehr verehrten Herren, dazu bin ich Sie aber karnicht verpflichtet, von Amtswegen!“ — „Fuchs! gib dem Herrn „Koupee!“ eine Zigarre!“

Und der „jüngste Fuchs“ rüdte mit der Zigarre heraus, der Schaffner kupperte die anderen 28 Fahrkarten, und man fuhr weiter.

Aber da stellte sich ein neues Hindernis heraus: Der „jüngste Fuchs“ streifte! Ihm war nämlich um seine veranlagten Gelder bange geworden, und da er gleichzeitig die Sache mit dem „Anschieben“ schon kannte, so bestand er darauf, es solle nunmehr gegen Baarzahlung gespielt werden! „Aber, Fuchs, wir haben ja gar keine „Pfennige“ zum Auszahlen hier!“

„Ach was, Pfennige. Die werden wir schon machen können!“ Und der schlaue Fuchs dachte einen Augenblick nach.

„Ich hab's!“ rief er dann plötzlich, „wir schneiden einfach die vier Billets, die ich hier in der Westentasche trage, jedes in zwölf gleiche Teile, dann haben wir Pfennige zum Auszahlen. Die Dinger werden ja doch jetzt nicht mehr gebraucht!“

„Station C.“ Bitte die Fahrkarten bereit halten!“ ertönte nach Verlauf einer kleinen halben Stunde, während welcher der Fuchs drei angesagte „Treff-Solo-Schneider“ und zwei „Nulls auf dem Bauch“ — umgeschmissen hatte, plötzlich von draußen eine merkwürdig helle, durchdringende, gänzlich unbekannte Tenorstimme in das Stat-Idyll hinein. Gleichzeitig erschien ein schwarzumrahmtes, bebrilltes Gesicht zum Schrecken der sämtlichen vier Coupeebewohner am Fenster. „Nanu? was soll denn jetzt wieder los werden?“

„Bitte, meine Herren,“ kreischte das unangenehme, schneidige Organ des neuauftauchten „höheren“ Beamten: „Ich bin Sie nämlich der Herr Ober-Controllleur! Se derken's aber nich for unkietig nähmen, indem ich nämlich lang erkläre noch mal um de Fahrkarten bitten muß!“

J. Du Donnerwetter! Was war denn das wieder für eine neue Schikaniererei?

„Wir haben ja unsere Fahrkarten bereits ein Mal vorgezeigt und auch — durchlochen lassen!“

„Ja fäh'n Sie, das is es ja äben! Das nutsch Sie nämlich karnig! Was nutsch Sie tewerhaupt das ganze Genuttsche, wenn's lange Genuttsche nicht nutsch? Ich bin Sie nämlich wirklich der Herr teheime Diver-Controllleur!“ —

Erlasse mir den Rest meiner kleinen Erzählung, liebster Leser, Du wirst ihn Dir denken können!

Das ganze Genuttsche nutschte nämlich wirklich nichts. Auf der zu „Pfennige“ entzwei geschnittenen Billets wollte der geheime Herr Oberkontrollleur sich partout nicht einlassen, ebensowenig wie er die durchlöchernten Statkarten als vollgültige Eisenbahnfahrcheine anzuerkennen vermochte. Der Referain von dem Liede war derselbe, welcher heute schon so viele Mal gesungen worden war: Der jüngste Fuchs mußte mit seinem großen Portemonnaie für die sämtlichen drei Kommilitonen in die Bucht springen und nicht nur noch einmal die teuren Zweite-Klasse-Billets, sondern ebenfalls das nicht unbedeutende — Strapporto bezahlen. Baar bezahlen!

Das hatte er davon. Deshalb war es ihm auch in den Sinn gekommen, nur gegen Baarzahlung spielen zu wollen? Ein Stat auf der Eisenbahn ist und bleibt stets ein bedenklich Ding, besonders auf einer Sekundärbahn und mit — Fahrkarten! — — —

Mallus.

„Sie machen wohl wenig oder gar keine Gesellschaften mit, Herr Doktor?“ — Arzt: „Rein, ich bin überhaupt Menschenfeind.“ — „So, so! Deshalb sind Sie wohl auch Arzt geworden?“

Dilemma.

„Ja, warum ist denn der Herr Spurterl so niedergeschlagen?“ — „Ach, der ist Obmann des hiesigen Tiereschutzvereins und hat bei seiner gestrigen Automobilsfahrt 3 Katzen, 1 Hund und 4 Gühner überautelt!“

auslich
Kaiser
1860
angeht
Bestim
im Pre
als A
Preis
gelen
an die
bewir
gleich
Hohen
stelle
(A. P.)
hfigem
1. Apr
aus n
Projekt
1. Apr
neue
nag n
B. e
Verzeich
geben.
Zeichn
zu se
B
Ein
fortsch
der h
Schulge
Kinder,
Berück
find die
und 9
5327

Unglück.

Automobilist (der einen Herrn überfahren hat): „Snt, können Sie mir nicht 100 Mark pumpen?“

Kasernenhofblüte.

Wachtmeister (zum Rekruten, der mit seinem Pferde ziellos herumtaumelt): „Mensch, Sie produzieren sich hier wohl als Schlaflänger?“

Ein Reinfall.



Herr (in der Rage zur Tochter des Hauses, die sich eben verlobt hat): „Ein Vereat seiner Heiratswut . . .!“

Gedankensplitter.

Die Dummheit kann nie aussterben, denn sie hat keinen Geist aufzugeben.

Die Redakteure sind die Beichtväter der poetischen Missetäter.

Nach Güte kann zur Leidenschaft werden.

Wenn der Vorgesetzte verstimmt ist, glebt er meistens andere Saiten auf.

Ein Tagebuch enthält die Grabchrift eines jeden Tages.

fatal.



A.: „Was, Du willst ausziehen? Ich denke, Du warst so zufrieden mit Deiner Wohnung?“

B.: „Ja freilich. Aber denke Dir, gleich unten an der Treppe hat sich mein Schuster eingemietet. Und die Stiefel, die ich ihm schuldig bin, knarren immer gerad' extra stark, wenn ich bei seiner Tür vorbeigeh'.“

Gleiches Schicksal.

Reich gekleidetes Kind (zu einem armen): „Weshalb weinst Du denn so?“

„Mein Vater und meine Mutter gehen immer auf Arbeit, und dann bleibe ich allein und sehe sie den ganzen Tag nicht!“

„Tröste Dich nur! Meine Eltern fahren auch jeden Tag aus oder sind in Gesellschaft, und ich sehe sie oft viel länger nicht.“

Scherz - Frage.

Wie kann man „Pferd“ schreiben, daß es vor- und rückwärts gelesen gleich lautet?

„reihung“ :120a1uz

Vexierbild.



Wo ist der Sorellensfischer?

O weh!

Arzt: „Was, Vier trinken Sie, Vater Arziger? Nein, das gibt's nicht! So lange Sie krank sind, müssen Sie Malz und Hopfen aufstecken. Doch damit Sie nicht so plötzlich auf beides zu verzichten brauchen, können Sie den Malz beibehalten und einsteilen noch — Malzkaffee trinken!“

Passender Name.

(Zuglenur nach der Probefahrt mit seinem Automobil zu einem Journalisten)

„Nun, was sagen Sie zu dem von mir konstruierten neuen Benzinmotor?“ — „Ich würde ihn ‚Mephisto‘ nennen!“ — „Warum?“ — „Er fliegt und stinkt wie der Teufel!“

Kompensation.

— „Der Brillant, den Sie bei dem Juwelier gekauft haben, ist unecht.“

— „Was tut's — das Zwanzigmarkstück, mit dem ich zahlte, war's auch!“

Misverstanden.

„Herr Baron sollten 'mal einen Wechsel in Ihren Lebensgewohnheiten eintreten lassen.“

Baron (verschuldet): „Schon versucht, lieber Doktor, es pumpt mir keiner mehr!“

Die gelungene Portraitbüste.

(Ein Piccolostreich.)

1.



Im Verein „Concordia“ war es üblich, daß jeder Vorsitzende bei Niederlegung seines Amtes ein Bild von sich dem Verein stiftete.

Das Mädchen und der Mond.

Beim Mondschein hab' ich den Liebsten
Sich oftmals geküßt zur Nacht,
Der Schelm hat uns beide gesehen
Und heimlich dazwischen gelacht.

Ich hab' dann: „Ach Mond, du guter,
Gelt? sag' es doch Mutterchen nicht,
Doch ich mit dem Liebsten geküßt,
In deinem silbernen Licht.“

Da blinzelt der Schalk mit den Augen,
Kümpft seine Nase und lacht:
„Mein Kind,“ sagt er, „hab' keine Sorgen,
Deine Mutter hat's grad so gewacht.“

Gotha Weis.



Aversion.

„Ich fahre nie mehr Automobil, ist
mir zu gefährlich hätte mich
neulich um's Haar dabei verlobt!“



Wißbegierig.



Bauernjunge: „Du, Vater, sehn die
Stadtkinder gleich mit der Brille auf die
Welt gekommen?“

Gemüthlich.

„Sie halten um die Hand meiner Tochter an — wie-
viel Schulden haben Sie!“
„Na, es dürften so ungefähr zehn- bis fünfzigtausend
Märkchen rauskommen.“

Druckfehler.

Seiner Frau war er immer ein treuer Gatte und seinen Kindern
ein sorgender Vater.

Auf dem Schloßsee schwammen ruhig und majestätisch drei Schweine
(Schwäne.)

„Liebste Emmy, was bekamst Du denn von Deinem Arthur zum
Geburtstage?“

„Ich sage Dir, ein paar herrliche Lechhosen.“

Die Schiffbrüchigen retteten sich auf den Mastbaum (Mastbaum),
durch welchen sich der Kapitän über Wasser hielt.

Der Frosch.

(Fabel.)

„Mir gehört die ganze Welt!“ sagte der Froschhänptling stolz. Er
kannte eben nur seinen Sumpf.“

2.



Der etwas eitle Vorsitzende Maier wollte
immer etwas besonderes haben und beschloß,
dem Verein eine ganz besondere Überraschung zu
bereiten. Als der Verein zur Feier des Festes
versammelt war, nahm er zum letzten male das
Wort und hielt folgende Rede:

Ein Vokativus.

„Haben Sie etwas Wertvolles
bei sich?“

„Ja, Herr Gerichtsvollzieher, ein
teures Stück! Aber das können Sie
nicht pfänden!“

„Ah, her damit!“ — „Gehst nicht!“

„Na, was ist's denn?“

„Mein Kausch!“

12

Summarisch.

Der Graf stürmte aufgeregt in das
Zimmer, warf hastig den Hut in die
eine, den Rock in die andere Ecke, einen
grimmigen Blick auf die erbleichende
Komtesse und sich selbst aufstöhnend
in einen Sessel.



3.



„Meine Herren! Da ich
nun als Vorsitzender mein
Amt niederlege, glaube ich
dem Verein ein besonderes
Vergnügen zu bereiten, in-
dem ich statt des üblichen Ol-
bildes eine, wie ich glaube,

In der Folterkammer.

Pantoffelheld: „Ihre
Folterkammer ist aber nicht
vollständig — da fehlt z. B.
ein Pantoffel . . .!“

4.



gut gelungene Portraitbüste von mir als bleibendes
Andenken feierlichst überreiche!“ —

Die neidische Freundin.

— „Assessor Berger hat jetzt endlich Farbe bekamt, er
will mich heiraten.“

— „Na, wenn er Dir bloß nicht nur etwas weiß ge-
macht hat.“